

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63317-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Eine Silvesternacht, zehn gescheiterte Existenzen und ein Kaninchen

Sarah Bosetti erzählt von der Schönheit des Scheiterns: vom Versuch, mit Schwimmflügeln an den Füßen über Wasser zu gehen. Von Menschen, die Schauspieler werden, weil sie es als Kellner einfach nicht geschafft haben. Von Gott, der bei einigen Menschen Gehirn und Darm verwechselt. Von Frauen, die sich am Feminismus stören. Von der Politik, in der es immer bergauf gehen muss, obwohl es für Fahrradfahrer viel schöner ist, wenn es bergab geht. Und davon, dass man nur eins von beidem können muss: mit Kritik umgehen oder Kritik umgehen.

Sarah Bosetti ist eine Erfindung ihrer Eltern. Seit 1984 ist sie anwesend, halb Mensch und halb Frau, studierte zunächst Filmregie in Brüssel und zog dann nach Berlin, wo sie sich seither zur Ersparnis eigener Heizkosten im Scheinwerferlicht der Lese- und Kabarettbühnen wärmt. Sie ist bekannt aus «Die Anstalt» im ZDF, «Nuhr im Ersten», der «ARD Ladies Night» sowie als Kolumnistin bei radioeins (rbb).

Sarah Bosetti

**ICH
BIN
SEHR
HÜBSCH,
DAS SIEHT MAN
NUR NICHT SO**

*Von einer, die auszog,
das Scheitern zu lernen*

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, November 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung ZERO Media GmbH, München

Umschlagabbildung Lubitz+Dorner / plainpicture

Satz Pensum Pro OTF (InDesign) bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 63317 1

Inhalt

1. Kapitel

Inhalt

3. Kapitel

Wo ich hinwill

16:20 Uhr

16:33 Uhr

Das Scheitern Gottes

16:42 Uhr

17:28 Uhr

19:12 Uhr

Scheitern an sich

19:59 Uhr

20:53 Uhr

Scheitern aneinander

22:03 Uhr

23:34 Uhr

Scheitern an der Welt

01:09 Uhr

Scheitern am Oben

01:52 Uhr

Scheitern am Immer

02:36 Uhr

03:40 Uhr

Scheitern am Scheitern

04:35 Uhr

Dank

Live-Termine

Wo ich hinwill

Die Rolling Stones, Rubeus und die Resignation

16:20 Uhr

«Wo ich hinwill? – Nirgendwohin.

Ich weiß nicht, wieso Leute immer meinen, irgendwohin zu müssen. Sie wollen auf den Mond, ans Ende der Welt und unbedingt noch vor Ladenschluss zu Rewe. Sie wollen im Winter in die Sonne und im Sommer in den Schnee. Sie wollen miteinander ins Bett. Sie wollen auf die oberste Sprosse der Karriereleiter. Sie wollen es weiter schaffen als alle anderen. Und ständig erfinden sie neue Arten, ans Ziel zu gelangen. Mein Bruder hat sich als Kind sogar mal Schwimmflügel an die Füße geschnallt, um über Wasser gehen zu können. Natürlich ist er dabei fast ertrunken, aber trotzdem sagte meine Mutter nachher: «Na ja, wenigstens hast du es versucht.»

Ich stand daneben und dachte: Wieso muss man es versuchen, wenn man weiß, dass es sowieso nicht klappt? Wieso lobt einen niemand für die so offensichtlich kluge Entscheidung, auf festem Grund zu laufen? Wieso kann man das Aussichtslose nicht einfach aussichtslos sein lassen?

Ich bin zum Beispiel nicht der klügste Mensch der Welt. Das weiß ich. Und ob ich nun Dostojewskis Gesamtwerk lese oder Gebrauchsanweisungen für Staubsauger: Es wird nichts daran ändern. Ich bin auch nicht die schönste Frau der Welt. Ob ich schön bin, hängt immer davon ab, wer gerade neben mir steht. Jetzt gucken Sie mich an und denken: Aha. Eine Frau. Aber stell mich neben Scarlett Johansson, und ich bin Gollum.

Wir sind alle nur so mittel. Und manchmal treffen wir das Mittelmaß, grüßen es freundlich und denken: Wenn ich jemals so werde wie du, nimm einen großen Hammer und hau mich kaputt! Dabei sind wir es längst. Wir sind wandelnde Vergleiche. Ich kann klügere Dinge sagen als Kathrin Oertel – ich habe es versucht, es ist gar nicht so schwer. Ich kann auch ein besserer Mensch sein als Kim Jong-un. Und

weniger selbstverliebt als Matthias Schweighöfer. Aber das bedeutet nicht, dass ich auch nur in einem dieser Dinge gut bin. Es gibt bloß immer jemanden, der noch schlechter ist als man selbst. Und leider gibt es auch immer jemanden, der besser ist. Ich bin meinem Freund wahrscheinlich nicht die beste Freundin, die es gibt. Ich bin nur die beste, die er getroffen hat. Natürlich kann ich nicht besser als alle anderen mit ihm küssen, streiten, Serien gucken, schlafen und einschlafen. Es wäre vermessen, das zu glauben. Und im Grunde wissen wir das. Es gibt immer jemanden, der unseren Job besser machen und unsere Rolle besser spielen könnte. Wo sonst kommt sie her, unsere Angst vor dem Verlassenwerden? Es ist der Irrglaube, erst Superlative verliehen den Dingen ihren Wert. Es ist die Angst vor der Austauschbarkeit, die Angst vor dem Scheitern. Und natürlich ist diese Angst berechtigt: Wir alle werden sterben, ohne uns weiter als auf Armeslänge vom Mittelmaß entfernt zu haben. Selbst wenn wir es irgendwann geschafft haben, was immer <es> auch sein mag, gilt das nur für heute und nie für morgen. Was wir Erfolg nennen, ist immer von anderen Menschen abhängig, und Menschen sind vergesslich. Wir sind nicht mal im Scheitern außergewöhnlich. Ich habe es versucht. Ich wollte die beste Scheitererin der Welt werden. Ich habe mich *Die Scheitererin* genannt und hatte damit immerhin den schlechtesten Kampfnamen der Welt. Dann habe ich mit allem, was ich hatte, *nichts* getan. Ich war die Motte, die den Mond anguckt und sagt: <Nee, ich flieg nicht ins Licht, das ist ja doch wieder nur 'ne Lampe.> Aber niemand war beeindruckt. Ich bin im Scheitern gescheitert, das muss man erst mal schaffen! Und jetzt kommen Sie und wollen wissen, wo ich hinwill? Was geht Sie das überhaupt an?»

Der Taxifahrer guckt mich mit großen Augen an. Ich frage mich, ob ich das gerade alles laut ausgesprochen habe.

«Na ja, das ist halt mein Job», sagt er. «Und wenn ich ihn schon nicht besser machen kann als alle anderen, dann kann ich Sie ja wenigstens nach Hause fahren.»

Da hat er auch wieder recht. Kluger Taxifahrer. Ich gebe ihm meine Adresse und verspreche, ab jetzt den Mund zu halten. Dann schnalle ich mich an, halte meine Einkaufstüte fest, und wir fahren los.

Es ist der letzte Tag des Jahres, und ich komme gerade von einem Kinderfußballspiel. Nicht, weil das mein Traum einer Silvesternachmittagsbeschäftigung ist, sondern weil ich Freunde habe, die Kinder haben. Und wenn ich mit ihnen befreundet bleiben will, muss ich ab und zu die Kinder angucken und anerkennende Grunzgeräusche von mir geben.

«Ich glaube, Eltern sind sich nie ganz sicher, ob ihre Kinder wirklich existieren», sage ich. «Deshalb werden die Kinder ständig anderen Leuten gezeigt, und wenn die Leute dann <Ooh> und <Aah> machen, können die Eltern wieder sicher sein, sich das Geschrei nicht nur einzubilden. Wieso sonst sollte man der Welt immer wieder ihre neuen Menschen vorführen? Einen neuen Computer zeigt man seinen Freunden, weil er mehr kann als der alte. Aber Kinder können ja nix. Sogar noch weniger als ihre Eltern.»

«Sie reden schon wieder», sagt der Taxifahrer.

«'tschuldigung», sage ich. «Manchmal schweigt mein Gehirn, und mein Mund redet trotzdem.»

Ich glaube, ich bin schon ein bisschen betrunken. Bei dem Fußballspiel gab es einen Glühweinstand, an dem die Eltern und ich uns das Spiel interessant trinken konnten. Das war gut für uns, ist jetzt aber schlecht für den Taxifahrer. Alkohol macht mich gesprächig.

«Es wird Sie sicher freuen zu hören, dass mir der Nachmittag auf dem Fußballplatz eine Erkenntnis gebracht hat», sage ich.

Der Taxifahrer guckt auf den Taxameter.

«Solange die Uhr läuft, freut mich alles, was Sie freut», sagt er. Ich beschließe, ihn Rubeus zu nennen. Er erinnert mich ein bisschen an den Harry-Potter-Wildhüter Rubeus Hagrid. Das ist ein Tick von mir. Ich kann mir keine echten Namen merken, also benenne ich Menschen nach fiktiven Figuren. Mein Späti-Mann heißt Doctor Who, weil er immer eine Fliege trägt und aussieht wie eine syrische Version von Matt Smith, und Prinzessin Leia ist meine Bäckerin. Sie sieht zwar nicht aus wie Carrie Fisher, aber ich habe sie mal auf der Straße getroffen, als sie riesige Kopfhörer trug. Da war die Ähnlichkeit plötzlich frappierend.

«Wollen Sie nun meine Erkenntnis hören?», frage ich.

«Unbedingt», sagt Rubeus.

«Manchmal», sage ich, «merkt man erst sehr spät und nur zufällig, dass man an etwas gescheitert ist. Weil man vorher gar nicht auf die Idee gekommen ist, dass man es überhaupt hätte versuchen können.»

«Ach was.»

«Ja», sage ich. «Mir ist heute zum Beispiel aufgefallen, dass ich niemals Profi-Fußballerin sein werde. Das ist ein harter Schlag. Zugegeben, ich wollte auch nie Profi-Fußballerin werden. Ich mag Fußball nicht mal besonders. Aber trotzdem. Es gab eine Zeit, in der ich Profi-Fußballerin hätte werden *können*, wenn ich denn nur gewollt hätte. Mit sieben oder acht Jahren, als mir noch alle Möglichkeiten offenstanden. Ich hätte bloß anfangen müssen, Fußball zu spielen.»

«Hamse aber nich.»

«Doch, einmal. In der Grundschule war ich eine halbe Stunde lang Jürgen Klinsmann. Er war blond, ich war blond – wir waren quasi dieselbe Person. Deshalb durfte ich sogar bei den Jungs mitspielen. Vielleicht aber auch nur, weil ich kurze Haare hatte und mich sowieso alle für einen Jungen hielten. Trotzdem sagten sie nachher nur: «Für ein Mädchen spielst du ganz okay.»»

«Das ist doch nett», sagt Rubeus.

«Nein!», rufe ich. ««Mädchen» war die krasseste Beleidigung überhaupt! Ich frage mich, wie sich das entwickelt hat. Wie beschimpfen sich die genderpolitisch korrekt erzogenen Kinder von heute? Gibt es auf jedem Bolzplatz eine Mädchenquote? Müssen sich die Mädchen dann rechtfertigen, weil ihnen vorgeworfen wird, sie würden aufgrund ihres Geschlechts bevorzugt? Darf man «Mädchen» überhaupt noch sagen? Vielleicht heißt das heute «Junge mit Genderhintergrund».»

«Ich weiß nicht», sagt Rubeus. «Ich hab schon lange nicht mehr Fußball gespielt.»

«Ich auch nicht», sage ich. «Weil ich schon nach dreißig Minuten vom Sportplatz geholt wurde und Blockflöte üben musste. Blockflöte! Das ist nicht nur kein Sport, es ist noch nicht mal richtige Musik. Ich glaube, Blockflöten sind eigentlich gar keine Instrumente, sondern Stöcke im Stimbruch. Trotzdem werden Generationen hilfloser Heranwachsender dazu gezwungen, ihre Jugend daran zu verschwenden. Haben Sie schon mal Blockflöte gespielt?»

Rubeus schüttelt den Kopf.

«Seien Sie froh», sage ich. «Bei mir hatte die Blockflöte vor allem eines zur Folge: Ich weiß jetzt, wie es ist, keine Freunde zu haben. Meine Eltern müssen mich wirklich gehasst haben. Ich wollte Gitarre spielen. Oder wenigstens Klavier. Oder singen. Aber meine Eltern haben gesagt: «Schweig, Kind! Hier hast du ein hohles Stück Holz. Pus-te da rein, das klingt immer noch besser als deine Stimme!» Also hielt ich mich nicht nur vom Fußball fern, sondern auch vom wahren Musizieren und flötete mich stattdessen in die soziale Isolation. Und als mich mein frühpubertärer Trotz endlich gegen den Willen meiner Eltern aufbegehren ließ, war es längst zu spät. Die Musik wollte mich nicht mehr. Ich war das Küken, das aus dem Nest gefallen und von den schmierigen Händen der Blockflöte besudelt

war. Zum Glück muss man nicht unbedingt Musik machen, um ein funktionierendes Mitglied unserer Gesellschaft zu werden.»

Rubeus macht das Radio an.

«Muss man nicht?», fragt er.

«Nein, aber man muss zumindest über Musik reden», sage ich. «Das läuft eigentlich immer gleich ab. Sie sagt: <Die Stones sind voll der Hammer!>, er sagt: <Aber nur die frühen Alben!>, und dann sagen beide zusammen: <Alles ab dem vierten Album ist nur noch Kommerzacke!> Danach lächeln sie sich selig an, stürzen aufeinander zu und haben sofort Sex. Immer. Nur bei mir hat das nie geklappt. Und das bloß, weil ich auf die Frage, ob ich eine bestimmte Band kenne, immer gesagt habe: <Kann sein, keine Ahnung, ich kann mir keine Namen merken.>»

Rubeus gähnt und sucht einen neuen Sender. Es läuft irgendein Lied von irgendeiner Band. *You can't always get what you want*, singt das Radio.

«Das war meine erste Begegnung mit dem Scheitern», sage ich. «Dabei mag ich Musik. Ich kann sie hören und gut oder schlecht finden. Ich kann sogar guten Geschmack haben. Musik macht mit mir, was sie mit jedem anderen Menschen auch macht. Ich kann Musik lieben. Aber man liebt nicht mit dem Kopf. Namen merkt man sich mit dem Kopf. Namen von Bands und Alben und Liedern. Und mit dem Kopf lernt man Wörter wie <Kommerzacke.>»

Rubeus dreht das Radio lauter.

- *I saw her today at the reception* -

«Aber meinen Kopf interessiert das alles nicht», sage ich. «Ich weiß nicht, wie Leute das machen. Musikhören ist wie Vokabellernen. Wenn der Lehrer dich erst mal an die Tafel geholt hat, kannst du nicht sagen: <Joa, ham mir gut gefallen, die Vokabeln, die würd ich mir auch mal live anhören.> Du musst sie auswendig aufsagen können, sonst glaubt dir keiner, dass du sie kennst.»

- *In her glass was a bleeding man* -

«Du kannst klug sein und schön, du kannst ein gutes Herz haben oder wenigstens Herzen sammeln an Supermarktkassen oder in Einmachgläsern, es ist egal: Wenn du keine gute Antwort auf die Frage hast, was für Musik du hörst, ist es vorbei. Menschen ohne politische Meinung sind gesellschaftlich akzeptierter als Menschen ohne Musikgeschmack. Du gehörst nicht dazu, du bist unrockbar.»

- *She was practiced at the art of deception* -

«Früher war das noch ein bisschen einfacher. Da musste man nur *Nirvana* kennen. Ich habe immer behauptet, ich würde mich mit siebenundzwanzig umbringen, und alle dachten, ich hätte Ahnung von Musik. Aber jetzt gibt es neue Bands. Und man muss sie alle kennen. Wenn mich jemand fragt, was für Musik ich höre, denke ich mir inzwischen einfach irgendwelche Bands aus: «Wie, du kennst die *Dreieiigen Zwillingschwestern* nicht? Hattest du keine Jugend, oder was?»»

- *Well, I could tell by her blood-stained hands* -

«Das Problem ist: Egal, wie bescheuert der Name ist, den ich mir ausdenke, die Bands gibt es alle wirklich. *Die abgestorbenen Gehirnhälften*, *Fötus Gulasch*, *Trollkotze*. Gibt es alle. Es gibt eine Band mit dem Namen *Embryo Bombenteppeich*. Da weiß ein Psychologe doch gar nicht, wo er anfangen soll!»

- *You can't always get what you want* -

«Eine nennt sich ganz realistisch *100 % Scheiße*, eine andere heißt *Der Bassist ist ein Arschloch*. Ich habe schon überlegt, meine eigene Band zu gründen. Eine Death-Metal-Band, die nur aus einem Blockflötenorchester besteht. Wir könnten uns *Die Blockflöte des Todes* nennen. Aber die gibt es auch schon.»

- *You can't always get what you want* -

«Ich glaube, die Bands denken sich solche Namen aus, um uns zu verhöhnen. Weil Leute nicht müde werden, ihre Plattensammlungen zur Schau zu stellen.»

- *You can't always get what you want* -

«Und weil sie genau wissen, dass irgendwann, wenn sie mal richtig berühmt sind, in den Wohnzimmern dieser Welt Menschen einander zuraunen werden: «Alter, das ist die Limited Edition der ersten Single von *Ultra Vomit!* Und ich kannte die *Amputated Genitals* schon, bevor sie berühmt wurden!»»

- *But if you try sometime* -

«Sie machen sich über uns lustig. Und zu Recht. Weil wir Dinge und Menschen nicht gut finden können, ohne sie uns zu eigen zu machen.»

- *You might find* -

«Weil wir einen Teil ihres Ruhms für uns beanspruchen, indem wir ihre Songtexte auswendig lernen und behaupten, sie schon immer gekannt zu haben.»

- *You get what you need*

16:33 Uhr

Ich gucke Rubeus an, der über seine trommelnden Finger hinweg trübe auf die Heckscheibe des Autos vor uns starrt.

«Langweile ich Sie eigentlich, oder hören Sie mir zu?», frage ich.

«Ich bin da multitaskingfähig», sagt er und dreht das Radio leiser. «Ich kann mich gleichzeitig langweilen und Ihnen zuhören. Das ist meine geheime Superkraft.»

Ich nicke.

«Gute Superkraft», sage ich. «Aber jetzt hab ich den Faden verloren.»

«Irgendwas mit Musik.»

«Genau!», rufe ich. «Wir projizieren den Erfolg der Bands auf uns, um uns nicht in unserem eigenen Scheitern suhlen zu müssen! Zumindest alle anderen tun das. Alle außer mir. Ich würde auch, aber ich kann mir ja keine Bandnamen merken. Ich kann nur Blockflöte spielen, und das hat nun wirklich noch niemandem geholfen. Vielleicht hätte ich doch besser auf dem Fußballplatz bleiben sollen. Aber jetzt ist es zu spät, ich bin zweiunddreißig.»

«Das ist doch nicht alt», sagt Rubeus.

«Nein, aber zu alt, um noch Profi-Fußballerin zu werden. Ich habe die erste Stufe der Unumkehrbarkeit erreicht. In diesem Leben werde ich keine Astronautin mehr, kein Rockstar und eben auch keine Profi-Fußballerin.»

«Sie armes Ding», sagt Rubeus. «Aber haben Sie eigentlich keine Freunde, denen Sie das alles erzählen können?»

«Rubeus!», rufe ich. «Sie sind aber kein guter Zuhörer! Habe ich Ihnen nicht vor fünf Minuten erzählt, dass ich nur noch Freunde habe, die ihrerseits Kinder ihr Eigen nennen? Und können Sie sich nicht denken, dass jungen Eltern rein gar nichts zu erzählen ist, weil sie selbst ständig erzählen müssen - von laufenden und sprechenden und kotzenden

Kindern? Wirklich, Rubeus, wozu rede ich überhaupt mit Ihnen?»

«Wer ist Rubeus?», fragt Rubeus.

«Nicht so wichtig», sage ich. «Wichtig ist: Ich werde niemals Profi-Fußballerin.»

«Schade», sagt Rubeus. «Ein bisschen Sport würde Ihnen bestimmt guttun. Zur Entspannung.»

«Ja, vielleicht», sage ich. «Und Sportler faszinieren mich. Für Kinder ist Sport ja völlig normal. Sie müssen sich bewegen, sonst platzen sie. Für Erwachsene ist Sport ein bisschen wie Sex: Er erinnert einen daran, dass man einen Körper hat. Wenn Sport und Sex nicht wären, würde ich längst bloß noch aus Augen und Fingern bestehen, und meinen Schoß gäbe es nur, damit mein Laptop eine bequeme Unterlage hat. Aber leider ist Sport nicht selten die Voraussetzung dafür, überhaupt jemals Sex haben zu können. Weil er dünn und jung hält.»

Ich gucke Rubeus an. Er ist dick und alt.

«'tschuldigung», sage ich.

«Schon gut», sagt Rubeus. «Ich bin gerne dick und alt. Meine Frau ist auch dick und alt. Sogar meine Kinder sind schon dick und alt. Und all meine Freunde sowieso. Da würde ich sonst gar nicht reinpassen.»

«Wie schön», sage ich. «Dann müssen Sie ja gar keinen Sport machen! Die meisten Erwachsenen machen Sport ohnehin nur zur Selbstentpummelung und Selbstentfaltung.»

«Das ist nicht faszinierend, sondern deprimierend», sagt Rubeus.

«Schon», sage ich. «Aber dafür kann der Sport ja nichts, sondern unser übereifriges Schönheitsideal. Und das Faszinierende an Sportlern ist etwas anderes: Ihr Leben besteht aus Training. Die meisten Menschen gehen zur Arbeit und arbeiten – oder hängen acht Stunden auf Facebook rum. Ihr beruflicher Erfolg hängt davon ab, wie gut sie jeden Tag sind. Aber Sportler gehen nicht zur Arbeit. Sie rennen,

schließlich sind sie Sportler. Und dann arbeiten sie nicht, sondern trainieren für ihre eigentliche Arbeit, für die wenigen Momente, auf die es ankommt. Für das nächste Spiel oder den nächsten Wettkampf. Und wenn in diesen wenigen Momenten irgendwas schiefgeht, war das ganze Training umsonst. Sie sind wie Theaterschauspieler. Der Alltag ist nur Probe, und dann kommt die Premiere. Und wenn die Premiere nicht läuft, interessiert es auch niemanden, dass die letzte Probe wirklich total gut war.»

«Das ist auch deprimierend», sagt Rubeus.

«Ich weiß», sage ich. «Und Sportler müssen nicht nur gut sein. Sie müssen die Besten sein. Wer nie gewinnt, ist im Sport nichts wert. Deshalb nennt man den ewigen Zweiten ja auch den ersten Verlierer.»

«Hören Sie jetzt bitte auf, mit mir zu reden», sagt Rubeus. «Ich würde gern mein Leben genießen.»

«Schon gut», sage ich. «Nur eins noch! Ich muss Ihnen doch erzählen, wie ich überhaupt darauf gekommen bin! Vorhin auf dem Fußballplatz nämlich.»

Rubeus nimmt die Hände vom Lenkrad und hält sich die Ohren zu.

«Also», sage ich, «da war das Spiel. Vierzehn Kinder sind abwechselnd über den Ball gestolpert. Und als das Spiel vorbei war, jubelte die eine Hälfte, und die andere Hälfte heulte. Und ein Junge, der gefühlte zwanzig Eigentore geschossen hatte, schlurfte vom Platz und ließ sich direkt neben mir in den Schotter fallen. Sein Vater hob ihn hoch, stellte ihn auf die Beine und sagte: <Du hast nicht verloren. Du hast den anderen zum Sieg verholfen. Und damit bist du der beste Mensch auf diesem Platz.>»

Rubeus lenkt mit den Ellenbogen, um die Finger in den Ohren lassen zu können. Das Taxi schlingert über die Frankfurter Allee, als hätte es mindestens so viel Glühwein getrunken wie ich.

«Ich fand das eine schöne Form der Resignation», sage ich. «Und ganz unrecht hatte er ja nicht. Wieso will der Mensch überhaupt gewinnen? Gewinnen bedeutet nichts anderes als: die anderen besiegen. Vielleicht ist es also Menschenhass, der uns antreibt. Aber wieso bringt einem ein Sieg dann so viel Ruhm und Lob von anderen Menschen ein? Und wieso wollen wir das? Nach einem funktionsfähigen System klingt es nicht. Vielleicht wäre der Welt geholfen, wenn wir ab und zu einander zum Sieg verhelfen würden, anstatt ständig gewinnen zu wollen.»

Die Autos um uns herum hupen. Rubeus summt mit den Fingern in den Ohren vor sich hin.

«Ich mag die Resignation», sage ich über das Hupen hinweg. «Sie ist so gemütlich. Für sie muss man gar nichts können. Sie war einmal mit dem Ehrgeiz im Bett und hat dann gesagt: <Streng dich nicht so an, du bist sowieso nicht gut genug.> Sie ist ein Seufzen, das es nie zum ganzen Wort gebracht hat, der Schluckauf der Evolution, die Hufflepuff unter den Lebenseinstellungen. <Sollen die anderen doch>, sagt sie. Und natürlich hat sie recht. Sollen die anderen sich doch zum Affen machen! Die Resignation will nicht gewinnen. Sie zweifelt das Spiel an.»

Rubeus lenkt das Taxi mit den Ellenbogen in eine Seitenstraße und fährt dabei den Rückspiegel eines parkenden Autos ab. Es sieht aus, als würden sich die Autos ein high-five geben. Die Reifen quietschen. Ich halte mich an der Einkaufsstüte fest, die auf meinem Schoß steht. Sinnvoller wäre es natürlich, mich am Türgriff festzuhalten, aber der ist mir zu voll mit den Keimen all jener, die ihn heute vor mir angefasst haben.

«Ich mag auch die Gescheiterten», sage ich, als ich wieder aufrecht sitze. «Die Verlierer und die Wahnsinnigen, die Suchtaffinen und Kindheitsverarbeiter, die keine Zufriedenheit, sondern nur Glück und Unglück kennen. Ihr Misslingen hat sie schön gemacht. Es gibt kaum etwas Hässli-

cheres als einen Vierzigjährigen, der zum ersten Mal begreift, dass er nicht alles bekommt, was er will. Wie ein riesiges Robbenbaby ist er, nur ohne dabei süß zu sein. Und mal ehrlich, was bliebe von einem Robbenbaby, wenn es nicht süß wäre?»

«Knochen und leere Augenhöhlen», sagt Rubeus, nimmt endlich die Finger aus den Ohren und lenkt wieder richtig. Wusste ich doch, dass er mir trotzdem zugehört hat.

«Eben», sage ich. «Und deshalb mag ich vor allem diejenigen, die es gar nicht mehr versuchen. Sie sind immer noch süß. Im besten Fall sind sie demütig und im schlimmsten Fall verbittert geworden. Sie gucken die Welt an, die Welt guckt zurück, und beide fragen sich, wieso das alles so kompliziert sein muss. Ich fühle mich ihnen verbunden, weil ihre Probleme so lächerlich sind wie meine eigenen. Und weil ich sie verstehe. Sie sind durchschaubar wie Kinder. Kinder, die sich Schwimmflügel an die Füße schnallen, um über Wasser gehen zu können.»

Wir biegen in meine Straße ein und halten an. Rubeus sieht erleichtert aus. Ich krame mein Geld hervor und bezahle.

«Danke für die schöne Fahrt», sage ich.

«Mhm.»

«Nein, wirklich! Ich habe mich schon lange nicht mehr so gut unterhalten.»

«Sie machen mich traurig», sagt Rubeus.

«Das wollte ich nicht», sage ich. «Aber ich mach's wieder gut. Bei mir zu Hause ist heute Abend eine Silvesterparty, wollen Sie nicht vorbeikommen?»

Rubeus lacht.

«Ach, kommen Sie schon!», sage ich. «Ich verspreche auch, dass ich nicht mit Ihnen reden werde.»

Rubeus startet den Motor.

«Na gut», sagt er. «Wenn mich all meine Freunde versetzen, meine Frau mich verlässt, ich mein gesamtes Tele-

fonbuch durchtelefoniert habe und niemand Zeit für mich hat, dann komme ich vorbei.»

«Sehr gut», sage ich, steige aus und hieve die Einkaufstüte aus dem Taxi. «Ich rechne fest mit Ihnen.»

Das Scheitern Gottes

Gehirn, Darm und mein innerer Monk

Silvester also. Die Nacht der gescheiterten Existenzen und des existenziellen Scheiterns. Die Nacht der Notenverteilung für die letzten zwölf Monate. Das ganze Jahr über leben wir mal fröhlich, mal unfrohlich vor uns hin, und am Silvesterabend fällt uns plötzlich wieder ein, dass das alles nicht gut genug war. Wir haben nicht gut genug gelebt, nicht gut genug gelacht und nicht gut genug geatmet. Wir haben unsere Eltern, Kinder und Freunde vernachlässigt, zu viel oder zu wenig gearbeitet, hatten Sex mit den falschen Leuten und keinen Sex mit den richtigen. Wir waren wieder mal ein Jahr lang zu dick, zu dumm und zu hässlich. Aber das macht nichts, denn das nächste Jahr naht. Und im nächsten Jahr machen wir alles besser!

Die Retrospektive ist eine harte Kritikerin. Das Nachher-Ich weiß so viel mehr als das Vorher-Ich, dass es dessen Dummheit nur schwer verkraftet. Das Einzige, was man vorher wirklich weiß, ist, dass man es nachher schon vorher gewusst haben wird. Deshalb hält in der Retrospektive kaum ein Jahr dem eigenen Urteil stand. Zu viele Tage sind sinnlos verstrichen, zu viele Minuten haben wir mit Scheitern gefüllt. Dabei hatten wir uns doch fest vorgenommen, uns dieses Jahr endlich selbst zu optimieren und ein besserer Mensch zu werden. Niemand will ein schlechter Mensch sein. Leider sind unsere Kriterien für schlechte Menschen nur in der Theorie moralischer Natur. In der Praxis umgeben wir uns nicht ausschließlich mit jenen, die ehrlich, hilfsbereit und selbstlos sind und die durch im Erfinden von Schimpfwörtern höchst untalentierte Menschen neuerdings «Gutmenschen» gescholten werden, sondern vor-

zugsweise mit witzigen, klugen und schlanken Geschöpfen
mit vollem Busen und ebensolchem Haar.

16:42 Uhr

Ich schließe meine Wohnungstür auf, stelle den Einkauf im Wohnzimmer auf dem Sofa ab und gehe ins Bad, um mir die Hände zu waschen. Dabei fällt mein Blick auf das blaue T-Shirt, das seit gestern eingerollt in der Badewanne liegt. Es stinkt nach Verwesung, also ziehe ich instinktiv den Duschvorhang zu. Das hilft natürlich nicht wirklich, aber wenigstens muss ich das Elend jetzt nur noch riechen und nicht mehr ansehen. Als ich zurück ins Wohnzimmer komme, setze ich mich auf den Wohnzimmertisch und streichele meinen Hund. Dann denke ich kurz nach, stehe wieder auf, stelle den Einkauf auf den Tisch und lasse mich aufs Sofa fallen. Die Dinge müssen schließlich ihre Ordnung haben, sagt mein Gehirn. Ich finde Gehirne seltsam. Vor kurzem saß ich beim Arzt und habe im Wartezimmer in einem Anatomiebuch geblättert. Da ist mir aufgefallen: Das Gehirn und der Darm sehen einander unglaublich ähnlich. Das Gehirn sieht aus wie ein in Kopfform gepresster Dickdarm. Und dann kam mir der Gedanke, dass Gott vielleicht bei einigen Menschen genau diese beiden Dinge verwechselt haben könnte. Ich würde das verstehen. Wenn man all die Menschenbausätze vor sich liegen hat und sich fragt, wie die ganzen Einzelteile zusammenpassen, kann es doch mal passieren, dass man Gehirn und Darm aus Versehen falsch herum einbaut. Und dann hat man plötzlich Menschen, die nur Scheiße denken, aber dafür klugscheißen können. Wie logisch einem die Welt erscheint, wenn man das im Kopf behält! Beziehungsweise im Darm, je nachdem, zu welcher Sorte man gehört.

Ich frage mich, ob ich mich bei meinem Gehirn oder meinem Darm für die Idee mit der Silvesterparty bedanken muss. Eigentlich hasse ich Silvester. Ich mag keine Abschiede, keine Neubeginne und kein Feuerwerk. An Silvester ist

alles laut und stinkend und schlecht für die Umwelt. Und das Schlimmste ist: Alle haben dabei gute Laune.

Noch schlimmer ist eigentlich nur, wenn niemand gute Laune hat, weil niemand da ist. Silvester ist das U40-Weihnachten. Eltern finden Weihnachten wichtig, weil es die ganze Familie zusammenbringt. Untervierzigjährige finden Silvester wichtig, weil es den ganzen Freundeskreis zusammenbringt. Außer, man hat keinen. Dann ist Silvester wichtig, um einen daran zu erinnern, dass man sich im neuen Jahr endlich mal Freunde suchen sollte.

Ich habe Freunde. Nur leider keine, die mich mögen. Zumindest mögen sie andere Menschen lieber. Die einen mögen völlig ohne triftigen Grund ihre Kinder lieber als mich und sind nur noch nachmittags bei Kinderfußballspielen anzutreffen, weil sie jeden Abend um acht Uhr tot umfallen, die anderen haben sich gerade frisch verliebt, und zwar nicht in mich, sondern ineinander. Deshalb sind sie irgendwo in die Sonne geflogen, um einander besser angucken zu können. Und sogar Ulf, der sehr wohl verliebt in mich ist, mag seine frisch verstorbene Großtante lieber als mich und fand es deshalb wichtiger, in die Sächsische Schweiz zu fahren und sie dort zu beerdigen, als sich mit mir ins neue Jahr zu trinken.

Das war's. Mehr Freunde habe ich nicht. Vorgestern war das noch anders. Ich hatte einen normal großen Freundeskreis mit allen üblichen Abstufungen von besten Freunden über Umzugshelfer zu losen Biertrinkbekenntschaften und Facebookfreunden. Aber nach dem Kaninchendrama sind nur noch diejenigen übrig geblieben, die das Kaninchendrama nicht mitbekommen haben. Das sind leider nicht viele.

Es ist also Silvester, und ich bin allein. Das wäre nicht schlimm, wenn ich nicht vorhin im Supermarkt Julia Roberts getroffen hätte. Julia Roberts heißt natürlich nicht wirklich Julia Roberts. Ich weiß aber nicht, wie sie wirklich heißt, deshalb brauchte sie einen Namen. Wir sind früher

zusammen zur Schule gegangen, hat sie gesagt. Und da früher in meiner Schule fast alle Julia hießen, habe ich sie Julia Roberts genannt.

Es war heute vor dem Kinderfußballspiel. Ich stand am Pfandrückgabeautomaten und hielt die Luft an, wie man an Pfandrückgabeautomaten immer die Luft anhalten sollte, wenn man keinen sehr stinkenden Tod sterben möchte. Vor mir warf eine ältere Dame in Zeitlupe Flaschen ein. Ich kannte die Frau. Jedes Mal, wenn ich Pfandflaschen wegbringen will, steht sie vor mir am Automaten. Sie nahm eine Flasche aus ihrer Plastiktüte, strich kurz zärtlich übers Etikett, atmete tief ein, seufzte und legte die Flasche dann auf das Rollband. Sie wartete, bis es piepte, und griff wieder in ihre Tüte, um dieselbe Prozedur mit der nächsten Flasche zu durchlaufen. So ging es eine ganze Plastiktüte lang. Greifen, streichen, atmen, seufzen, piepen. Sie verabschiedete sich von jeder Flasche wie von einer guten Freundin. Und als die Frau zur nächsten Tüte griff, ging mir die Luft aus. Ich ließ meine eigenen Pfandflaschen stehen und wollte gerade meinen Einkaufswagen umdrehen und fliehen, als Julia vor mir stand.

Ich erinnerte mich überhaupt nicht an sie. Aber sie erinnerte sich an mich, vielleicht reichte das ja. Alte Bekannte sind wie alte Serien. Man hat irgendwann aufgehört, sie zu gucken, weil es keine neuen Folgen mehr gab oder weil sie zu langweilig waren. Und dann stolpert man plötzlich über sie, bei Netflix oder im Supermarkt, und muss wieder einsteigen, irgendwo. Aber man kennt die Charaktere nicht mehr und die Konflikte und die Endgegner. Deshalb guckt man die letzte Folge noch mal, um wieder reinzukommen. Oder redet über die gemeinsame Schulzeit, um sich wieder an die Handlung zu erinnern, an das Wer-mit-wem und vor allem an das Warum. Warum ist es schlimm, wenn Stefan nach Hamburg zieht? Warum ist es gut, wenn sich Julia von Holger trennt? Und heißt Julia wirklich Julia? Man sollte im-

mer wissen, wer Julia heißt. Vor allem, wenn man Julia trifft. Aber auch sonst. Es gibt immer eine Julia, in jeder Serie und in jedem Freundeskreis, und es ist ziemlich wahrscheinlich, dass sie sich von Holger getrennt hat. Das musste ja passieren! Eigentlich haben sie doch nie wirklich gut zusammengepasst, die Julia und der Holger. Findest du nicht auch? Ja, findest du auch. Und jetzt ist Julia also wieder Single. Aber nicht mehr lange, wenn sich Thomas weiter so an sie ranschmeißt. Erinnerst du dich an Thomas? Natürlich erinnerst du dich an Thomas! Ja, das mit dem Ranschmeißen hat er früher auch schon gemacht, an Julia sowieso, aber es gab da auch diese eine Nacht, in der er und Holger -

Ich habe also Julia Roberts im Supermarkt getroffen.

«Na, gibst du 'ne Silvesterparty?», fragte sie und zeigte auf meinen Einkauf.

«Wieso?»

«Weil du wohl kaum das ganze Eis, die Pizza, die Chips und, äh», sie hob eine Dose aus meinem Einkaufswagen, «die Schlagsahne allein essen willst, oder?»

Doch, wollte ich.

«Natürlich nicht!», sagte ich.

«Also ist heute Party bei dir?»

«Äh. Ja. Party. Genau. Kommst du vorbei?»

Es war eine sichere Lüge. Wenn jemand Pläne für den Silvesterabend hatte, dann ja wohl Julia Roberts.

Hatte sie nicht.

«Klar, gerne!», sagte Julia. Sie sei gerade von ihrer besten Freundin versetzt worden und wisse gar nicht, wohin mit sich.

Es ist so eine Sache mit den Lügen. Die größte Gefahr ist nicht, dass sie auffliegen, sondern, dass sie wahr werden. Wenn Leute in Beziehungen zueinander sagen: «Ich bin für immer dein», ist das natürlich eine Lüge. Sie wollen niemand anderem als sich selbst gehören. Aber sie sagen es so oft, bis der andere und auch sie selbst es glauben.

Und wenn es alle Beteiligten glauben, ist es wahr. Das funktioniert natürlich auch in der Politik. Der momentan mächtigste Mann der Menschheit kennt die Realität nur noch aus Märchenbüchern. Wenn man mit alternativen Fakten um sich wirft, bis die Leute der Wahrheitssuche müde werden, nehmen sie die Lüge irgendwann als Normalzustand an. Und offenbar gilt das Prinzip auch an Silvester. Wenn man genügend Leuten erzählt, man würde eine Party feiern, kann das gelogen sein, wie es will: Am Ende feiert man eine Party.

Ich stand also im Supermarkt, sah Julia dabei zu, wie sie meine Adresse in ihr Telefon eingab, winkte ihr zum Abschied und setzte mich dann auf die Stufe vor dem Kühlregal. Eine Silvesterparty. Na ja, warum nicht? Ich wusste nur nicht, wen ich so kurzfristig noch einladen sollte, schließlich hasste mich seit gestern der Großteil meines Freundeskreises. Zwar hatte ich das Kinderfußballspiel noch vor mir, aber einen Haufen junger Eltern zu einer Party einzuladen war vermutlich aussichtsloser als die echte Julia Roberts.

Die Pfandflaschenfrau hatte sich inzwischen von all ihren Flaschen verabschiedet, schlurfte an mir vorbei und öffnete die Tür zum Kühlregal hinter mir, sodass ich aufstehen musste. Ich sah mich um. Der ganze Supermarkt war voller Menschen. Es gab so viele davon, aber so wenige, die ich kannte, und noch weniger, die ich mochte. Die Pfandflaschenfrau schob mich zur Seite, um die Tür richtig öffnen zu können. Ich sah ihr dabei zu, wie sie im Spinat herumwühlte. Offensichtlich wollte sie eine Packung von ganz hinten haben. Sie war sehr klein und das Tiefkühlregal sehr groß, sodass fast ihr ganzer Arm darin verschwand.

«Wieso nehmen Sie nicht einfach einen von vorne?», fragte ich.

Sie sah mich an.

«Ist es, weil hinten immer die mit dem späteren Verfallsdatum stehen?», fragte ich. «Oder weil die vorderen schon

von so vielen unentschlossenen Händen angefasst und wieder zurückgestellt wurden?»

«Weder noch», sagte sie. Inzwischen hing sie mit dem halben Oberkörper im Kühlregal und kam trotzdem nicht an den Spinat, der ganz hinten stand.

«Oder haben Sie ein Faible für unbeachtete Dinge?», fragte ich und zog sie an den Schultern aus dem Regal. «Und wollen dem hintersten Spinat eine Freude machen, weil er nicht mehr zehn Packungen lang warten muss, bis er endlich an der Reihe ist?»

Ich griff für sie ins Regal und reichte ihr den hintersten Spinat. Sie guckte mich einen Moment lang skeptisch an. Dann nahm sie die Packung, warf sie in ihren Einkaufswagen und wandte sich ab. Ich holte einen Zettel und einen Stift aus der Tasche.

«Moment!», sagte ich. «Wollen Sie nicht zu meiner Silvesterparty kommen?»

Sie schüttelte den Kopf.

«Nee, danke.»

«Aber ich war doch gerade total nett zu Ihnen!»

«Trotzdem nich.»

«Es wird wirklich schön!», sagte ich, schrieb meine Adresse auf den Zettel und reichte ihn ihr. «Ich kann auch irgendwas mit Spinat kochen.»

Sie drehte sich wieder zu mir um, nahm den Zettel und las ihn stirnrunzelnd.

«Hast du Mitleid mit mir?», fragte sie.

«Wieso das denn?»

«Du denkst bestimmt: Och, die arme kleine alte Frau hat sonst niemanden! Nicht mal an ihren Spinat kommt sie alleine, die lade ich mal zu meiner Feier ein! Gib's zu, das denkst du doch!»

«Nicht wirklich», sagte ich. «Ich bin nicht mitleidig, sondern verzweifelt.»

Sie sah mich an.

«Hm», sagte sie. «Wenn das so ist, komm ich vielleicht.»

Dann schob sie ihren Einkaufswagen um eine Regalecke und war verschwunden.

Beflügelt von diesem merkwürdigen Erfolgserlebnis lud ich meinen Einkaufswagen mit Bier, Wein, Wodka, Eiern, Mehl, Zucker, Milch und sechs Packungen Spinat. Anschließend lud ich den Kassierer, bei dem ich den ganzen Einkauf bezahlte, den Späti-Mann, ein frisch verliebtes Pärchen auf der Straße und zum Ausgleich noch ein streitendes Pärchen zur Party ein. Und nach dem Fußballspiel natürlich noch Rubeus, den Taxifahrer.

Das war mein nachmittägliches Einkaufsabenteuer. Und nun sitze ich also zu Hause auf dem Sofa und frage mich, ob Gott bei mir Gehirn und Darm vertauscht hat. Vielleicht bin ich einer dieser Darmdenkmenschen. Ich glaube, ich bin viel klüger als mein Gehirn. Mein Darm weiß, was er aufnimmt und was er damit tun soll, aber mein Gehirn hat den schlechtesten Spamfilter der Welt. Den Beweis erbringt jeder Arztbesuch. Im Wartezimmer liegt nämlich nicht nur ein Anatomiebuch, sondern steht auch an der Wand entlang eine Reihe Stühle. Und in der Mitte des Raums, wie auf einer Bühne, steht der Empfangstresen. Es läuft also jedes Mal so ab: Eine Patientin kommt rein, erklärt am Empfangstresen im Flüsterton, was sie hat, während alle anderen Wartenden im Kreis um sie herumsitzen und angestrengt versuchen, nicht zuzuhören. Die Sprechstundenhilfe ist dann immer so nett, das Geflüsterte noch mal laut durch den Raum zu rufen, falls es jemand nicht verstanden hat: «Wie lange geht das denn schon mit dem Einpulvern, Frau Schmidtchen? Frau Schmidtchen, nun sagense doch mal! Hallo, Frau Schmidtchen! War das letzten Monat schon so? Das muss ja höllisch gebrannt haben mit Ihren Hämorrhoiden! Och, Frau Schmidtchen, nun heulense ma nich, den Scheidenpilz hamwa doch damals auch weggekriegt.»

Dann setzt sich Frau Schmidtchen in eine Ecke und weint still vor sich hin, und alle fragen sich, ob ihr gerade die Demütigung oder die Hämorrhoiden mehr wehtun. Was wahrscheinlich ein bisschen davon abhängt, ob die Hämorrhoiden bei ihr im Darm oder im Gehirn gelandet sind. Und mein Gehirn hat das alles aufgenommen. Dabei will ich das gar nicht wissen. Was soll ich denn damit? Und wenn ich so was höre, denke ich: Vielleicht passiert Gott das mit dem Gehirn und dem Darm gar nicht so selten. Es gibt bestimmt sehr viele von uns. Wir könnten einen Club gründen gegen das Denkmonopol der Gehirne. «Die mit dem Darm Denkenden». Das ist auch eine schöne Alliteration. Oder eine Partei. Die «Aftertiefe für Deutschland».

Vielleicht sollten wir aber auch einfach ganz aufhören zu denken. Die meisten negativen Gefühle kommen von negativen Gedanken. Angst, zum Beispiel. Wer nicht darüber nachdenkt, was so alles Schlimmes passieren könnte, muss sich auch nicht fürchten. Ohne zu viel nachzudenken, kämen wir oft gar nicht auf die Idee, Angst zu haben. Ich habe zum Beispiel mal gelesen, dass es wahrscheinlicher ist, von einem Kühlschranks erschlagen zu werden, als von einem Krokodil gefressen. Dann habe ich nachgedacht. Und seitdem habe ich panische Angst vor Kühlschranks. Kühlschranks sind ja in Deutschland viel häufiger als Krokodile. Es sterben in Deutschland auch viel mehr Menschen durch Selbstmord als durch terroristische Anschläge. Es ist also wahrscheinlicher, dass ich mich umbringe, als dass ein Terrorist mich umbringt. Seit ich darüber nachgedacht habe, habe ich panische Angst vor mir selbst. Dann doch lieber gar nicht denken. Ohne zu denken, kann man nur essen, schlafen und lieben. Und eigentlich sollte das doch reichen.

17:28 Uhr

Ich raffe mich endlich auf und räume den Einkauf in den Kühlschrank. Es ist der einzige Kühlschrank, dem ich vertraue. Mein Alibi-Kühlschrank. Mein «Ich habe nichts gegen Kühlschränke, einige meiner besten Freunde sind Kühlschränke»-Kühlschrank. Nur den Spinat, die Eier und das Mehl lasse ich draußen. Die Pfandflaschenfrau hat es nicht anders gewollt: Ich backe jetzt Spinatmuffins.

Als die Muffins im Ofen sind, hole ich den Mixer aus dem Schrank, um Spinatcocktails zu machen. Immer, wenn ich den Mixer benutze, also ungefähr alle zwei Jahre, fühle ich mich sehr alt. Kein Kind hat einen Mixer, ich muss also erwachsen sein.

Ich finde ein bisschen gruselig, wie viele Gegenstände ich besitze. Es gibt mir das Gefühl, für sie verantwortlich zu sein. Sie sind ja meine Leibeigenen, eigentlich müsste ich mich um sie kümmern. Immer, wenn ich mein Fahrrad angucke, habe ich Angst, dass es dick wird, weil ich es nicht genug bewege. Und letzte Woche habe ich in der hintersten Ecke des Küchenschanks entdeckt, dass ich sogar ein Käseschneidebrett besitze. Ich erinnere mich nicht daran, das Ding jemals benutzt oder auch nur gekauft zu haben, und noch weniger an das Warum. Das passiert mir ständig. Ich laufe in unserer Wohnung umher und finde Dinge. Bei mir ist immer Weihnachten. Vor zwei Wochen habe ich eine CD von Daniel Küblböck gefunden. Im Schlafzimmer. Ich wusste gar nicht, dass ich das kann, mit Daniel Küblböck in einem Raum schlafen. Vor allem aber frage ich mich, was passiert sein muss, damit jemand oder gar ich selbst jemals denken konnte, der Besitz einer Daniel-Küblböck-CD würde mein Dasein erträglicher machen. Ich will die CD nicht haben. Aber ich kann sie auch nicht wegschmeißen, weil ich den Mülleimer mit Respekt behandeln will. Zum Glück wohne ich nicht allein. Zur Not kann ich mir also immer ein-

reden, dass die ganz schlimmen Dinge nicht mir, sondern Ulf gehören.

Menschen mögen Dinge. Und ich verstehe das. Dinge lassen sich formen und benutzen und angucken und anfassen und kaputt machen und beschimpfen. Sie können, was andere Menschen nicht dürfen: uns gehören. Sie sind wie Minions, die wir um uns versammeln im Kampf gegen den Endgegner Zeit. Sie sind Henkel, an denen wir die Welt festhalten. Ich weiß nicht, wieso Menschen angefangen haben, Dinge zu besitzen, aber es hat sicherlich schon immer etwas mit dem Überleben zu tun gehabt und mit Status und Macht, ist also offenbar menschlich, denn Überleben und Status und Macht finden wir ja irgendwie alle ganz gut. Aber manchmal frage ich mich, wer wen besitzt: wir die Dinge oder die Dinge uns? Hunde im Tierheim haben Anspruch auf sechs Quadratmeter, damit sie wenigstens ein bisschen hin und her laufen können. Ulf und ich wohnen zu zweit auf fünfzig Quadratmetern und finden das klein. Dabei will ich gar nicht hin und her laufen. Stell mir einen Schreibtisch und ein Klo in die Küche, und ich verbringe neun Stunden meines Tages auf einem Quadratmeter! Die restlichen neunundvierzig Quadratmeter sind nicht für uns da, sondern für die Dinge, die wir zu brauchen glauben. Wenn wir zu viele Dinge haben, schmeißen wir nichts weg, sondern fahren zu Ikea und kaufen uns neue Dinge, in denen wir die alten Dinge aufbewahren können.

Wenn meine Dinge Kinder wären, wäre ich eine furchtbare Mutter. Ich würde alle paar Jahre mal in den Schrank gucken, in dem sie sitzen, und sagen:

«Ach, huch, du bist ja auch noch da!»

Ich stelle den Mixer wieder ab. Er deprimiert mich, und Spinatcocktails kann ich auch später noch machen. Stattdessen lasse ich mich aufs Sofa fallen und rufe Ulf an.

«Hey», sage ich. «Ich wollte dich nur zu meiner total hippen Silvesterparty einladen.»

«Gehören zu einer Party nicht mehr als eine Person?», fragt Ulf.

«Ja, und?»

«Na ja», sagt er. «Ich kann nicht, also bist du doch allein, oder?»

«Willst du etwa sagen, dass ich keine Freunde habe?»

Ulf zögert.

«Sagen wollte ich es nicht. Ich dachte, das wüsstest du auch so. Nach der Sache mit dem Kaninchen, weißt du?»

«Ja, weiß ich», sage ich. «Aber ich hab Vertretungen für euch gefunden: den Späti-Mann, den Kassierer aus dem Supermarkt, meinen Taxifahrer von vorhin ...»

«Wow», sagt Ulf. «Ein Dienstleistungssilvester.»

«Findest du es nicht seltsam», frage ich, «dass wir einige dieser Leute fast täglich sehen und sie überhaupt nicht kennen?»

«Ja, schon», sagt Ulf. «Aber sei nett zu ihnen, sonst müssen wir morgen umziehen, weil wir uns in kein Geschäft mehr in der Nähe trauen.»

Darüber hatte ich noch gar nicht nachgedacht. Verdammst. Jetzt darf es also nicht einfach eine Party sein. Es muss auch noch eine gute Party sein.

«Ich muss wieder los», sagt Ulf. «Weiter den Tod feiern.»

«Ach ja, wie geht's denn deiner Familie?»

«Die Einzige, die sich hier nicht streitet, ist meine Großtante.»

«Die, die gestorben ist?»

«Genau», sagt Ulf. «Ich hab schon überlegt, ob ich alle dafür bezahle, nett zueinander zu sein. Aber leider bin ich dafür nicht reich genug.»

Armer Ulf. Da hat er so eine gute Idee, um Familienzusammenkünfte erträglich zu machen, und dann hat er nicht genug Geld für die Umsetzung. Vielleicht sollte ich eine Crowdfunding-Kampagne starten. Aber erst mal muss ich aufräumen, weil heute Abend ja Fremde in die Woh-

nung kommen. Wenn ich mit meinen Freunden feiern würde, könnte ich einfach alles so lassen, wie es ist. Die Qualität einer Freundschaft verhält sich umgekehrt proportional zur Zeit, die man für den anderen aufräumt, wenn er zu Besuch kommt. Eine gute Freundschaft muss auch mal eine zwischen dem Abwasch liegende dreckige Socke aushalten.

Ich lege also auf und begeben mich an die Arbeit.

«Was machen Sie denn da?», fragt meine neue Nachbarin durch die offene Wohnungstür.

«Aufräumen», sage ich. Wie immer, wenn ich die Wohnung aufräume, habe ich extra die Tür zum Hausflur offen gelassen, damit mir zwischendurch Leute zugucken und mich anfeuern können.

«Oh», sagt sie. «Das hamse aber noch nicht so oft gemacht, oder?»

Ich vermute, sie spielt auf den Staubwedel in meiner Hand an, mit dem ich das Staubsaugerrohr reinige.

«Im Gegenteil!», sage ich. «Manchmal habe ich das Gefühl, dass das alles ist, was wir im Leben tun: ordnen. Wir sortieren die Dinge so, wie sie uns passen. Die Margarine in den Kühlschrank, den Hund ins Körbchen, das Geld in unsere Taschen, die Hecke um den Garten. Wir machen Putzpläne und Speisepläne und Lebenspläne, um uns dann mit unseren Freunden darüber zu unterhalten, wie anstrengend es ist, ständig Pläne zu befolgen. Wir sind so durchstrukturiert, dass wir uns schon chaotisch fühlen, wenn wir in unserer Tasche nicht sofort den Haustürschlüssel finden. Dabei finden wir ihn nur deshalb nicht sofort, weil die Tasche riesengroß ist, damit wir alles mitnehmen können, was wir eventuell im Kampf gegen die chaotische Welt da draußen gebrauchen könnten. Wir fürchten das Chaos. Wir fürchten die Unvorhersehbarkeit. Und zugleich fürchten wir die Langeweile, die sich einstellt, wenn alles seine Ordnung hat. Vor irgendwas haben wir immer Angst. Und wenn uns wirklich kein Grund einfällt, Angst zu haben, kriegen wir

Angst davor, irgendwann wieder einen Grund zur Angst zu bekommen.»

«Hm», sagt meine Nachbarin. «Aber Sie sind doch bestimmt genau wie ich in der weißen deutschen Mittelschicht aufgewachsen. Was wissen Sie schon über die Angst?»

«Wahrscheinlich gar nichts», sage ich. «Aber Angst ist eben selten so vernünftig, nur dahin zu gehen, wo sie gebraucht wird. Ich glaube, ihr ist in Deutschland einfach ein bisschen langweilig. Unser Leben ist zu sicher. Wir haben Käfige für die Löwen und Pillen für die Krankheiten. Wir haben Castingshows für die Verzweifelten und Bühnen für die Wahnsinnigen. Wir haben Polizei und Satire und Freiheit und Gefängnisse. Wir brauchen die Angst nicht. Sie ist an sich selbst gescheitert. Sie ist unser Blinddarm. Zwar ist sie bei uns allen standardmäßig eingebaut und war in einem früheren Leben mal sinnvoll, aber inzwischen gibt es einfach keine ernst zu nehmende Aufgabe mehr für sie. Also wird sie kreativ, die Angst, und sucht sich ihre Aufgaben selbst. Der Fluchtreflex schläft ein und wacht als Phobie oder Panikattacke oder Neurose wieder auf. Wenn wir früher Futter für Raubtiere waren, so sind wir es heute entweder für Demagogen oder für Psychologen.»

«Ja, kann sein», sagt die Nachbarin. «Und dann sortieren die Psychologen die Ängste in Kategorien ein. Sie ordnen sie. Denn wenn wir etwas nicht wollen, dann ist es Chaos in unserem Leben, stimmt's?»

«Äh, genau», sage ich. «Aber anstatt mir hier einen pseudophilosophischen Vortrag zu halten, hätten Sie mich auch einfach anfeuern können.»

Die Nachbarin wirft mir einen irritierten Blick zu, dann geht sie weiter die Treppe runter.

Natürlich hat sie recht. Ich kenne die Angst fast nur in ihrer sinnlosen Form. Ich züchte Neurosen. Mich im Taxi nicht am Türgriff festhalten zu wollen ist noch mein kleins-

tes Problem. Zum Beispiel mag ich es nicht, wenn Fernbedienungen auf mich gerichtet sind. Ich denke dann, dass sie mich umschalten oder ausschalten könnten. Ich muss Treppen so hochgehen, dass ich mit dem linken Fuß oben ankomme. Ich bin Auf-Fugen-Treterin. Ich habe Angst, Menschen anzufassen, die ich nicht mag. Oder Türklinken. Meine Ärmel müssen sich wie Türklinkenwischlappen fühlen. Ich habe mal einen Fünfeuroschein weggeworfen, weil ihn jemand angefasst hatte, den ich eklig fand. Vor manchen Menschen ekle ich mich so sehr, dass ich nicht einatmen will, während ich sie anschau. Ich zähle alles. Ich hasse die Zahl Fünf. Und deshalb hasse ich Leute, die an Türen klopfen. Vielleicht ist es das, was die Menschheit eint: Alle Menschen, immer und überall, klopfen genau fünfmal, um irgendwo eingelassen zu werden. Wenn ich die Zahlenfolgen 747 oder 737 sehe, habe ich Angst, mit dem Flugzeug abzustürzen. Ich habe sowieso ständig Angst, mit dem Flugzeug abzustürzen, obwohl ich nie in Flugzeugen sitze.

Gib mir irgendwas, und ich mache einen Zwang daraus. Ich habe mal in einem Buch gelesen, dass es Menschen gibt, die sich die Schuhsohlen waschen, wenn sie an einem Friedhof vorbeigegangen sind, damit der Tod nicht an ihnen haftet. Ich weiß, dass das Unsinn ist, aber ein kleiner Teil von mir will es sofort nachmachen. Ich habe einen inneren Monk. Also keinen Mönch, obwohl das viel witziger wäre, sondern einen Adrian Monk, den neurotischen Privatdetektiv aus der gleichnamigen Fernsehserie, der von seiner Assistentin jedes Mal ein Taschentuch gereicht bekommt, wenn er jemandem die Hand geschüttelt hat. Leider habe ich keine Assistentin. Und ich wäre keine besonders gute Detektivin. Ich würde wahrscheinlich die Tatwaffe waschen, weil ich die ganzen Fingerabdrücke eklig fände.

Neurosen sind lustig. Sie sind wie Regeln zu einer eigenen Welt. Einer einfachen Welt mit einfachen Gesetzen und einfachen Strafen. Es ist leicht, in dieser Welt zu funk-

tionieren. Es ist eine gute Welt. Wenn ich mir die Hände nicht wasche, bin ich verseucht? Dann wasche ich mir eben die Hände - so einfach ist es, alles richtig zu machen. Im echten Leben ist es fast nie einfach, alles richtig zu machen. Manchmal würde ich lieber in dieser anderen Welt leben. Der Makel der anderen Welt liegt nicht in ihrer Beschaffenheit, sondern in der Tatsache, dass sie nicht real ist. Sie ist wie eine verpixelte Version unserer Welt. Sie ist wie ein Computerspiel von vor dreißig Jahren. Sie ist weniger komplex, was verlockend ist, denn Menschen sind keine Freunde der Komplexität. Die Welt ist uns zu sehr HD geworden. Wir wollen wieder Pixel sehen. Und diese Pixel sollen sich entscheiden, ob sie schwarz oder weiß sein wollen. Niemand mag uneindeutiges Grau. Sätze sollen kurz sein und Gedanken einfach. Wir wollen Zugänglichkeit. Wir lesen keine Lyrik und keine AGB, wir lesen Comics und Krimis und die Interviews im Playboy.

Auch andere Menschen scheitern an der Komplexität unserer Welt, gehen aber anders damit um. Sie verlieren sich in Ballerspielen oder in Liebesschnulzen, trinken sich alle Frauen gleich schön, reden sich alle Ausländer gleich schlecht oder hassen alle Männer gleich stark. Ich verstehe das alles. Die Welt ist größer als wir und ziemlich schlecht erzogen. Sie hört nicht auf uns und verlangt trotzdem, dass wir mit ihr klarkommen. Sie könnte ruhig einfacher sein. Aber was einfach ist, ist eben selten wahr. Wir mögen die Komplexität nicht, aber wir brauchen sie. Alles, was wichtig ist, ist vielschichtig. Wer Einpark-Witze macht, sagt nichts Wahres über Frauen. Wer Mauern bauen will, bietet keine wahren politischen Lösungen. Und wer sich den Tod von den Schuhsohlen wäscht, wird dadurch nicht wahrhaft unsterblich. Obwohl, wer weiß. Vielleicht wäre Ulfs Großtante noch am Leben, wenn sie nur ordentlich ihre Schuhe geputzt hätte.

19:12 Uhr

Irgendwie bin ich wieder auf dem Sofa gelandet. Ich rufe Ulf an.

«Du schon wieder», sagt er.

Ich ignoriere seine herzliche Begrüßung.

«Ich wollte mir Lob abholen», sage ich.

«Wofür?»

«Dafür, dass ich die tote Maus aus dem Staubsaugerrohr gefischt habe.»

Ulf lacht.

«Du bist eine tapfere Heldin», sagt er.

«Vielleicht», sage ich, «ist Sterben die ultimative Form des Scheiterns. Weil es so endgültig ist. Und weil dann alles weg ist, wofür man gearbeitet hat. Statt in einem großen Haus zu wohnen, liegt man in einer engen Holzkiste.»

«Oder einem Staubsaugerrohr», sagt Ulf.

«Genau», sage ich. «Und alle Freunde machen ohne einen weiter. Sofern man denn Freunde hatte.»

«Wow, du bist ja gut drauf», sagt Ulf. «Hat das mit der Maus zu tun? Oder mit dem Kaninchen?»

Natürlich hat es mit dem Kaninchen zu tun. Plötzlich hat alles mit dem Kaninchen zu tun.

«Ach Quatsch, weder noch», sage ich. «Silvester ist einfach ein guter Tag, um darüber nachzudenken, wie deprimierend die Welt ist. Deshalb freu ich mich fast ein bisschen auf heute Abend. Auf einer Silvesterparty kann man das Scheitern in all seinen Formen und Farben beobachten. Woran gerade gescheitert wird, hängt nur von der Uhrzeit ab. Zwischen acht und zehn Uhr kommen diejenigen, die an sich selbst scheitern. Zwischen zehn Uhr und Mitternacht kommen diejenigen, die aneinander scheitern. Und nach Mitternacht kommen nur noch die, die längst an der Welt gescheitert sind.»

«Soso», sagt Ulf.

«Und wenn man sie aufmerksam beobachtet», sage ich, «die Silvesterfeierler, wie sie ihre Wunden lecken, ihren Träumen beim Platzen zuhören und ihre Niederlagen in Regale einordnen, wenn man sie studiert und von ihnen lernt, dann kann man an einem Abend das Scheitern in all seinen Leveln durchspielen.»

«Du solltest einen Ratgeber schreiben», sagt Ulf. ««Scheitern an sich, aneinander und an der Welt - in drei Schritten zur Erfolglosigkeit!»»

«Gute Idee», sage ich. «Wird bestimmt ein Kassenschlager.»

[...]